

## Pfarrer D. Ernst Miescher

Autor(en):           Gustav Benz  
Quelle:                Basler Jahrbuch  
Jahr:                 1931

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/6bb4d2c5-60d5-4726-b984-6bdebc5b6ab0>

### **Nutzungsbedingungen**

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

## Pfarrer D. Ernst Miescher.

Von Gustav Benz.

---

In der schönen Stiftungsurkunde der Basler Universität wird als eine bestimmende Absicht dieser Gründung der Wunsch ausgesprochen, „daß die Stadt Männer hervorbringen möge, welche durch Reife des Urteils ausgezeichnet, mit dem Schmuck der Tugenden gekrönt und in der Weisheit der verschiedenen Fakultäten gelehrt seien, und daß so in ihrer Mitte ein Quell der Wissenschaften sprudle, aus dessen Fülle alle die schöpfen mögen, die in die Schriften der Gelehrsamkeit eingeweiht zu werden wünschen“. Im Begriff, das Leben und Wirken eines Mannes zu beschreiben, der nicht bloß unserer Hohen Schule einst als Studierender angehörte, sondern an dem sie später einen warmen Freund besaß und den sie durch die Verleihung des Ehrendoktors noch in besonders auszeichnender Weise mit sich verband, vergegenwärtige ich mir die edle Absicht, die in diesen Worten sich ausspricht, und stelle fest, daß sie je und je weit über ihre bescheidene Erwartung hinaus erfüllt worden ist. Die Universität ist nicht bloß ein Quell geworden, aus dem einige Auserwählte Förderung ihrer gelehrten Studien schöpften. Sie ist unendlich viel mehr geworden; ein Brunnen, aus dem Ungezählte geistige Bildung und Tüchtigkeit gewannen und befruchtende Anregungen und lebendige Werte dem gesamten Kultur- und Geistesleben der Stadt immer wieder zugeführt wurden. Dafür ist die Persönlichkeit und die Wirksamkeit Pfarrer Ernst Mieschers ein bedeutungsvolles Beispiel.

Sein Beispiel erinnert zugleich daran, daß die Universität sich dadurch in die Lage versetzte, diese Wirkung in hohem Maße zu erreichen, daß sie sich nicht darauf beschränkte, dem Wortlaut der Stiftungsurkunde gemäß aus der Bürgerschaft der Stadt selber Vertreter der Wissenschaft und Führer des geistigen Lebens hervorzubringen, sondern zu allen Zeiten weitblickend und weitherzig auch von auswärts solche Männer auf ihre Lehrstühle berief. So hat sie Gelehrte nach Basel gezogen, die ihr zur ruhmvollen Zierde gereichten. Ja wiederholt sind solche Gelehrte und ihre Nachkommen dann Bürger der Stadt geworden und haben sich mit dem einheimischen Blute aufs glücklichste vermischt.

Auch die Miescher sind durch die Universität der Stadt zugeführt worden. Pfarrer Miescher wurzelte freilich schon derart fest und tief im Boden unserer Stadt und fühlte sich so bewußt und völlig als ihr Sohn, daß man höchlichst verwundert ist, zu vernehmen, er sei von Geburt Berner gewesen und habe nicht in Basel, sondern in Bern das Licht der Welt erblickt. Erst sein Vater ließ sich in Basel nieder. Derselbe entstammte bodenständigem Emmentaler Bauernschlag. Weil er schon früh Lust zum Studium der Natur und zum ärztlichen Berufe zeigte, ermöglichte ihm sein Vater, ein angesehenener Landwirt und Kaufmann, eine gediegene Vorbildung. Das medizinische Studium in Bern und Berlin bildete ihn dann nicht nur zu einem hervorragenden Arzt, sondern auch zu einem vielversprechenden Forscher aus. Als Sechszwanzigjähriger schon wurde er als Professor für Physiologie und allgemeine Pathologie an die Basler Hochschule berufen. Freilich holte ihn nach sieben Jahren der Heimatkanton wieder zurück und bot ihm in der Doppelstellung des Universitätsprofessors und des Chefarztes des Inselpitals ein reicheres Arbeitsfeld. Glücklicherweise hatte Friedrich Miescher vorher aber noch in Charlotte Antonie His eine Baslerin als Lebensgefährtin heimgeführt, die ihn mit der Stadt seiner ersten akademischen

Tätigkeit enge verband. So folgte er 1850 zum zweiten Male dem Rufe an die hiesige Universität. Jetzt wurde ihm Basel zur Heimat. Von seinen fünf Söhnen hat nur einer, der Kaufmann, sein Arbeitsfeld sich bleibend auswärts gesucht. Die vier andern haben alle dem Gemeinwesen, in dessen Bürgerschaft sie eingetreten sind, hervorragende Dienste geleistet.

Der elterlichen Verbindung verdankte offenbar Ernst Miescher die ungewöhnlich harmonische Vereinigung von Charaktereigenschaften, welche sonst selten so ausgeprägt bei einer und derselben Persönlichkeit sich finden. Er war in seiner äußeren Erscheinung eine vornehme Gestalt und besaß verbindliche Formen, die bei ihm der natürliche Ausdruck seines Wesens waren. Seine Vornehmheit kam vor allem aber in seiner Gesinnung zur Geltung und gab der Weise, wie er sich mit Andersdenkenden oder mit Segnern auseinandersetzte, ein sittlich überlegenes Gepräge. Zugleich war ihm jedoch auch eine gewinnende Volkstümlichkeit der Rede und des Umgangs eigen. Er bot nie Gemeinplätze, sondern klare, durchdachte, oft überraschend neue Gesichtspunkte und Beziehungen aufzeigende Gedanken; aber es war ihm gegeben, sie so auszusprechen, daß auch der einfache Hörer und Leser sie aufnehmen konnte.

So sorgfältig seine theologische Bildung und so aufgeschlossen und lebhaft interessiert er für die Dinge des geistigen Lebens überhaupt war, denen er bis ins hohe Alter oft fast neugierig gegenüberstand, er war durch und durch ein Mann der Praxis. Er war es deshalb, weil ihn mehr als jede Sache der Mensch interessierte. Zu dieser ihn auszeichnenden Eigenart meinen wir die grundlegenden glücklichen Anlagen schon aus seiner Herkunft ableiten zu dürfen. Es erscheint uns jedoch unmöglich, abzugrenzen, was davon auf Rechnung des bernischen Vaters und was auf Rechnung der baslerischen Mutter zu setzen wäre. Das bernische Element hat sich bei ihm vielmehr vollständig aufgelöst, aber so, daß es das baslerische befreite.

Es ist eine Professorenfamilie im idealen Sinn, aus der Pfarrer Miescher hervorgegangen ist. Wurde der Vater durch seine wissenschaftlichen Studien, durch seine Vorlesungen und namentlich auch durch seine geschätzte ärztliche Praxis in steigendem Maße in Beschlag genommen, so stand dann seine Gattin, eine geistig bedeutende, feinsinnige und künstlerisch begabte Frau, dem gastfreundlichen Hause mit mütterlicher Liebenswürdigkeit vor und leitete mit besonderer Hingabe und Sorgfalt die Erziehung ihrer Söhne, unter denen alle vier Fakultäten vertreten waren.

Ernst Miescher ist als der dritte am 19. Februar 1848 geboren worden. Unter dem Eindruck der unruhigen Zeitläufte gaben ihm die Eltern den Namen Ernst Gottfried. Er war ein eher schwächliches Kind und häufig krank. Doch entwickelte er sich zu einem aufgeweckten, lebhaften und sogar waghalsigen Knaben. Als die Mutter dem Pfarrer Stockmeyer von St. Martin, dem späteren Antistes, bei seinem Konfirmationsbesuche mitteilte, Ernst wolle Pfarrer werden, war derselbe sehr erstaunt; das hatte er dem Wispel nicht zugetraut. „In gewisser Beziehung hatte er recht“, schreibt Miescher später, „ich war ein aufgeweckter, aber unruhiger, leicht zerstreuter und zu allerlei Waghalsigkeit stets bereiter Geselle. Aber gerade in meiner Kindheit hatte ich einen fürs Göttliche empfänglichen Sinn. Ohne im Blick auf die Berufswahl von irgendwem geflüffentlich beeinflusst gewesen zu sein, trat mir der Gedanke, mein Leben dem besonderen Dienst des Herrn zu weihen, durch die verschiedenen wunderbaren Errettungen, die ich in meinen Jugendjahren erlebt hatte, von früh an in den Vordergrund.“ Er ist wiederholt auf diesen Beweggrund zum theologischen Studium zu reden gekommen. In seinem Curriculum vitae, das er am Neujahr 1870 von Tübingen aus mit der Anmeldung zum theologischen Examen ein sandte, bemerkt er: „Ich kann zwar nicht so, wie es vielleicht andere können, sagen, was mich zum Studium der Theo-

logie führte. Ich hatte nicht zum voraus ein klares Bewußtsein von dem, was dieser Beruf will und soll. Es war vielmehr nur der Gedanke, daß dieser Beruf im besonderen Sinn ein Dienst des Herrn sei, was immer bestimmter mich für denselben entschließen ließ; denn war ich dem nicht ganz besonders verpflichtet, der zu wiederholten Malen mich aus größter Lebensgefahr errettet hatte?“ Theodor Fontane bekennt in seinem prächtigen Buche „Meine Kinderjahre“ einmal: „Ich habe beim Rückblick auf die Zeit meiner Knabenjahre das Gefühl eines beständigen Gerettetwordenseins.“ Dasselbe Gefühl war in Ernst Miescher so lebendig, daß es für seine Berufswahl den Ausschlag gab.

Die Gymnasialzeit bot reiche Förderung und Anregung, erteilten doch damals Männer wie Wilhelm Wackernagel und Jakob Burckhardt Unterricht am Pädagogium. Mit Recht hebt Miescher in seinem Rückblick auf sein Leben aber als das Entscheidendste „die geistig hochstehende Atmosphäre des Elternhauses“ hervor, „welche dem sich entwickelnden Leben Gestalt und Richtung gab. Bei aller ernststen Zucht war doch der Jugend viel Freiheit gewährt, in Haus, Hof und Garten zu verschiedenster Betätigung Spielraum geschaffen. Es wurde viel gelesen und vorgelesen, gesungen und musiziert. Man durfte ungeniert seine Freunde ins Haus hineinziehen, und je länger desto mehr auch am vielfachen interessanten Verkehr der Eltern teilnehmen.“

Mit siebzehn Jahren immatrikulierte sich Miescher als Student der Theologie in Basel. Daß er neben den üblichen theologischen Vorlesungen bei Jakob Burckhardt Geschichte und Kunstgeschichte, bei Steffensen Philosophie und bei Wilhelm Wackernagel Poetik, Rhetorik und Stilistik hörte, versteht sich von selbst; zu Füßen dieser Meister saßen Studierende aller Fakultäten. Aber in dem fünfständigen Kolleg Meißners über allgemeine Botanik war er der einzige Theologe. Die Freude an der Alpenflora, die er in den

Ferien kennen lernte, bewog ihn dazu. Diese lebendige Aufgeschlossenheit seines Geistes und dieses vielseitige Interesse und Verständnis für Welt und Leben um ihn her haben ihn zeitlebens ausgezeichnet und sind die Ursachen seiner ungewöhnlich ausgedehnten Bildung.

In Lausanne verbrachte er das vierte Semester, ein Wintersemester, lernte Französisch, besuchte Vorlesungen an der nationalen und der freien Fakultät und verschaffte sich einen Einblick in das kirchliche Leben. Es war ihm später Bedürfnis, sich über das, was im kirchlichen und religiösen Leben der welschen Schweiz ging, auf dem Laufenden zu halten.

Wie er im Pädagogium schon Mitglied der Pädagogia gewesen war, so gehörte er als Student mit Begeisterung dem Bofingerverein an, dem er in den spätern Jahren als Präsident vorstand. Es fand sich damals eine stattliche Schar frischer, geistig regsamer und bereits in mannigfachen eigenen Produktionen ihrem Drang und Sturm Luft machender junger Männer in diesem Verein zusammen und verschafften ihm eine schöne Blütezeit. Wertvolle Freundschaften knüpften sich. Besonders mit Arnold von Salis befreundete sich Miescher aufs engste. Wie manche Ferien haben später die Pfarrfamilien von Salis und Miescher gemeinsam verbracht!

Den nachhaltigsten Eindruck machte in Basel auf Miescher Professor Hermann Schulz. Die Verbindung von unbefangenen theologisch-wissenschaftlichem Denken und solider biblischer Grundlage, die diesen Theologen kennzeichnete, entsprach Mieschers eigenem Wesen und Bedürfnis. Schon im vierten Semester hielt er während eines Ferienaufenthaltes in Launen die erste Predigt. „Seine Bergbauern seien nicht kritisch“ ermunterte der Ortspfarrer den Neunzehnjährigen. Miescher aber bemerkt in seinen Aufzeichnungen: „Bei diesem einen Predigtversuch blieb es bis zur Ordination. Inzwischen war ich

eben doch zum Bewußtsein gekommen, es handle sich nicht nur darum, daß man etwas sage, sondern auch, wie man es sage, wenn man Gottes Wort verkündige.“

Mit Arnold von Salis reiste er im Herbst 1868 nach Berlin, wo das gesamte kirchliche, kulturelle und politische Leben der deutschen Großstadt die jungen Schweizer mächtig anzog. Sie sahen sich dort in den gewaltigen Strom der Weltgeschichte hineingestellt. An Hand eines mit peinlichster Gewissenhaftigkeit geführten Ausgabenheftchens läßt sich das Berlinerleben Mieschers bis zu jedem Museums- und Theaterbesuch, zu jeder Ausgabe für Zimmer, Heizung und Verköstigung, zu jedem Glas Bier, sogar zu jedem Groschen „Säckligeld“, Opfer in den Kirchenbeutel, verfolgen. Unter was für eine sittliche Zucht der junge Mann sich selber stellte, zeigt das Motto, das er auf den Umschlag dieses wahrhaft rührenden Heftchens geschrieben hat: „Lebe so, daß du nie versucht seiest, dir die Rechenschaft darüber zu verschweigen.“ Für das eigentliche Theologiestudium war das Berliner Semester nicht besonders ersprießlich. Dagegen trug der Student aus dem Verkehr im Hause von Julius Müllensiefen, dem begabten und feinsinnigen Prediger und Seelsorger zu St. Marien, einem alle äußeren Ehren und Beförderungen demütig ablehnenden, von einer großen Gemeinde aber hochverehrten Pfarrer, wertvolle Ratschläge und tiefe Eindrücke davon.

Von Berlin siedelten die beiden Freunde nach Tübingen über, wo die geisterfüllte Persönlichkeit Tobias Beck eine ungewöhnliche Anziehungskraft ausübte. Miescher hat sich nie von einer Persönlichkeit oder Bewegung so erfassen lassen, daß er ihr gegenüber das selbständige Urteil und die eigene Beobachtung und Erfahrung preisgegeben hätte. Er empfand die Art, wie Beck die heilige Schrift in ein geschlossenes theologisches System hineinzwängte, als Vergewaltigung. „Daß er aber überall aus dem Schatze seiner Erfahrung Fingerzeige fürs praktische Leben und Wirken

einfließen ließ, daß er immer zu einem ernstern Erfassen der Theologie aufforderte, das machte mir die Stunden, da ich ihm zuhörte, so kostbar," schreibt Miescher in seinem Curriculum. Mehrfache Besuche in Reutlingen brachten ihn in persönliche, freundschaftliche Beziehung zu Gustav Werner.

Im Frühjahr 1870 bestand Miescher mit bestem Erfolg die theologische Schlußprüfung. Bei der Ordination am 16. Juli 1870 zu St. Elisabethen hielt er die Predigt. Er hatte die feste Absicht, sich nun der Berner Kirche zur Verfügung zu stellen. Aber die Fäden der göttlichen Vorsehung liefen, was ihn anbetraf, eine kurze Weile durch die Hände seines intimsten Freundes, des damaligen Märstetter Pfarrers Carl Högger. So wurde dessen Nachbargemeinde, Lipperswil-Wälde, am Südhang des Seerückens, Mieschers erste Gemeinde. Eben als die Schlacht von Sedan begann, hielt der neue Pfarrer, von den Honoratioren der Gemeinde feierlich abgeholt, mit 22 Kutschen und Chaislein seinen friedlichen Einzug. Unter wahrhaft idyllischen Verhältnissen begann dort im Thurgau seine pfarramtliche Tätigkeit. Vom ersten Stock des Pfarrhauses aus bot sich dem Auge an hellen Tagen ein wundervoller Ausblick auf das fruchtbare, grüne thurgauische und toggenburgische Hüggelland; den Horizont schlossen die Vorarlberger Berge, der Säntis mit seinen Trabanten und die weiße Kette der Alpen. Das Pfarrhaus blieb nicht lange ein Junggesellenheim. Am 26. November 1871 führte Miescher, einer schon länger gehegten Neigung folgend, nach kurzer Brautzeit eine Pfarrfrau, Fräulein Dorothea Siber, ins Haus, die ihm eine so treue und verständnisvolle, seine Art so vortrefflich ergänzende Lebensgefährtin geworden ist und über ein halbes Jahrhundert hindurch hat bleiben dürfen. Das Verhältnis der Pfarrersleute zur Gemeinde war ein überaus herzliches, so daß die Lipperswiler Zeit ihnen lebenslang als eine ideale, ungetrübt glückliche in Erinnerung blieb.

Der Filialdienst am Sonntag, bald in Wäldi, bald in Raperswilen, war für Mieschers Stimme auf die Dauer zu anstrengend, so daß der ärztliche Vater ernstlich zu einem Wechsel der Gemeinde riet. Nur kurze Zeit, vom Juni 1877 bis Herbst 1879, blieb Miescher in seiner zweiten Gemeinde, dem zürcherischen Ellikon an der Thur. Ihre verfahrenen, durch leidenschaftliche Parteikämpfe aufgewühlten Verhältnisse erforderten von dem neuen Pfarrer ein großes Maß von Takt und Weisheit. Es gelang Miescher in kurzer Zeit, die Schwierigkeiten zu überwinden. Was die Ellikoner von ihrer Kanzel zu hören bekamen, dafür sind die im Druck erschienenen Predigten über die Josephsgeschichten ein glänzendes Zeugnis. Es sind wahre Meisterstücke volkstümlicher Predigt, gehalten, längst bevor man den literarischen Typus der „Dorfpredigt“ entdeckt hatte. Sie haben den Namen Mieschers zum erstenmal weithin bekanntgemacht.

Am 16. November 1879 wurde Miescher als Pfarrer zu St. Leonhard in St. Gallen installiert. Die St. Galler Jahre bedeuten in seinem Leben ein besonders reiches und gesegnetes Kapitel. Mit der Arbeit, die ihm, solange er dort war, von Jahr zu Jahr mit unaufhaltsamer Stetigkeit in immer größerem Maße zuwuchs, steigerten sich auch seine Kräfte zu einer erstaunlichen Leistungsfähigkeit. Wohl lief ihm das Arbeiten rasch und leicht aus der Hand. Man hatte nie den Eindruck, daß er mühsam seine Gedanken zusammensuchen müsse; sie schienen ihm nur so einzufallen. Eine hohe intellektuelle Begabung, ein ausgezeichnetes Gedächtnis, namentlich auch die Fähigkeit zu intuitivem Erfassen des Wesens und der Zusammenhänge der Dinge waren freilich vorzügliche Hilfsmittel dabei. Aber Miescher war niemals ein Aus-dem-Ärmel-Schüttler. Sein Pflichtgefühl und die tiefernste Auffassung des Pfarramtes verlangten von ihm stets gewissenhafte Vorbereitung, wenn immer möglich sogar für Kasualien und Sonntagskinderlehren schriftliche. Das alte Leonhardskirchlein faßte die am

Sonntag sich versammelnde Gemeinde bald nicht mehr. Am 1. Mai 1887 wurde die neue St. Leonhardskirche eingeweiht. Zur eigentlichen pfarramtlichen Tätigkeit gesellte sich mit der Zeit noch eine mannigfache freie in allerlei Kommissionen und Behörden. Eine Reihe von Liebeswerken wurden unter seiner Mitarbeit oder auf seine Anregung hin gegründet. In allem dem zeigte es sich, wie rasch und tief Miescher in St. Gallen Boden gefaßt hatte und sich vom Vertrauen und von der Anerkennung weitester Kreise getragen wissen durfte. Sein Pfarramt bedeutet aber auch für St. Gallen ein besonderes Kapitel. Man erfuhr an seinem Beispiel, was ein Mann, ja zu großer Verwunderung vieler, was ein Pfarrer für das religiöse, sittliche und geistige Leben einer ganzen Stadt bedeuten kann.

Entscheidend für diese Bedeutung war allerdings der Umstand, daß er die damals in St. Gallen beinahe verdrängte sog. „positive“ Richtung vertrat und daß sie in ihm einen Vertreter von umfassender und feiner Bildung und unbefangener, für alles Wahre, Gute und Schöne aufgeschlossener Geistesart und zugleich einen Vertreter hatte, dessen ganze Persönlichkeit und Lebenshaltung seiner Verkündigung die überzeugendste Bestätigung gaben. Er war nach seinem eigensten Wesen, nach seiner persönlichen Frömmigkeit und nach seiner theologischen Auffassung eine durch und durch positiv eingestellte Natur. Was gut, was wahr, was sittlich recht und gesund, was menschlich, was im ursprünglichen und wesentlichen Sinn christlich war, erfüllte ihn so machtvoll und stellte seinem persönlichen und seinem beruflichen Wirken so hohe, zur Bejahung verpflichtende Ziele, daß er in der Regel gar keine Zeit, Kraft und Lust mehr zu langer — und wär's auch nur polemischer — Beschäftigung mit dem aufbrachte, was nicht gut, wahr, sittlich, menschlich, christlich war.

Durch die Gründung des „Christlichen Volksfreundes“ und die von diesem Blatt stets eingenommene Haltung

wurde diese positive Art und Stellung Mieschers in der evangelischen Bevölkerung der Schweiz besonders bekannt und wirksam. Es war die Zeit, wo die sog. Reformrichtung mit frisch-fröhlicher Angriffslust und in dem sichern Bewußtsein, daß die Zukunft ihr, der auf der Höhe der Wissenschaft stehenden, gehöre, innerhalb der schweizerischen Kirche rasch an Boden gewann. Miescher und seine Freunde waren jedoch der Überzeugung, daß Kritik und Kampf dieser Richtung nicht bloß unwesentlichen Außenpositionen gölten, sondern sich vielfach auch gegen Glaubensbestände richteten, die nach ihrer Erkenntnis und Erfahrung die grundlegende, zentrale Position des biblischen und reformatorischen Glaubens ausmachten. Der „Christliche Volksfreund“ sollte nun ein Blatt sein, welches, „selber frei von Engherzigkeit und Verdammungsfucht und zugänglich für das Berechtigte in der Zeitbewegung, den Wirkungen der reformerischen Presse entgegentritt, das Schwankende befestigt, den bereits in vielen Herzen unterpülten Glauben neu fundamentiert.“

Die Geschichte dieses Blattes ist ein Stück Herzens- und Lebensgeschichte Mieschers. Es war sein Lieblingskind. Alle 55 Jahrgänge bis in den Herbst 1929 hat er als Chefredaktor eigenhändig besorgt und bis zur Herausgeberzusammenkunft im Sommer 1929 sämtliche Jahresversammlungen persönlich geleitet. Seine Redaktionsarbeit tat er stets mit vorbildlicher Treue und Sorgfalt. Seine eigenen Artikel, auch wenn er sie oft seinen Predigten und Vorträgen entnahm, schrieb er für den „Volksfreund“ immer noch extra zurecht. Die von andern eingesandten Arbeiten las er genau durch. Dabei konnte er, da er ein ausgeprägtes Stilgefühl besaß, es sich manchmal nicht versagen, korrigierend einzugreifen. Heinrich Seidel schildert in „Leberecht Hühnchen“ einen pensionierten Offizier, der die Schwäche hatte, in Gesellschaft gerne seine Erlebnisse an den Mann zu bringen, dabei aber regelmäßig den sprin-

genden Punkt oder den lösenden Schluß zu vergessen; „den Major ohne Pointe“ nennt er ihn. Auch in Mieschers Redaktionsmappe verirren sich gelegentlich prosaische und sogar poetische Erzeugnisse ohne Pointe. Miescher legte sie zurück, bis er einmal Zeit fand, die fehlenden Pointen hineinzuschreiben. Der „Christliche Volksfreund“ hat seinem Chefredaktor die an ihn gewandte Mühe und Hingabe durch viel Freude und Segen gelohnt. Insbesondere hat die Arbeit für dieses Blatt seinen letzten Lebensjahren nach dem Rücktritt vom Pfarramt noch einen lieben, schönen Inhalt gegeben.

Seltzam, ja auffallend mutet einen beim Rückblick die Tatsache an, daß die Basler Kirche gar kein Verlangen zeigte, diesen Mann für ihren Dienst zu gewinnen. Erkannte sie ihn in seiner Bedeutung nicht? War er ihr eine zu selbständige und zu starke Persönlichkeit? Hatte sie bereits Überfluß an tüchtigen Kräften? Zweimal war er bei Pfarrwahlen genannt worden, aber seine Kandidatur drang nicht durch. Daß er dennoch, noch in seinen besten Mannesjahren, in der Vaterstadt eine Wirksamkeit fand, ist der Basler Mission zu verdanken. Sie bat ihn, an Stelle des verstorbenen Professors J. Chr. Riggerbach ihr Präsidium zu übernehmen. Am 8. Mai 1891 wurde er als neuer Missionspräsident vom Komitee begrüßt. Mit dem Pflegamt des Bürgerospitals war vereinbart worden, daß er das zweite Spitalpfarramt übernehme. Bis 1907 hat er das verantwortungsvolle und mühereiche Amt des Missionspräsidenten in vorbildlich gewissenhafter, umsichtiger und sachkundiger Weise bekleidet.

Selbst in unserer Stadt haben außerhalb des Missionshauses nur wenige einen Begriff von dem Maß der Verantwortung und Arbeit, das mit der Leitung der Basler Mission verknüpft ist. Man darf es deshalb schon einmal sagen, daß es manche Schweizerkantone gibt, in denen die Leitung eines Departements mitsamt dem Re-

gierungspräsidium nicht von ferne so viele und so vielfache, so komplizierte und so folgenschwere Entscheidungen und Verfügungen zu treffen und zu verantworten gibt, wie es das Missionspräsidium erfordert. Die Basler Mission hat sich zur größten kontinentalen Mission entwickelt. Vom Basler Missionshaus aus muß, abgesehen von der Ausbildung der Missionare, der Beschaffung der finanziellen Mittel und der gesamten Verwaltung, in letzter Instanz über Gemeindegründungen und Kirchenbildungen, Volksschulwesen und höhere Bildungsanstalten, literarische Arbeiten und soziale Liebeswerke, die Heranbildung eines einheimischen Lehrer-, Evangelisten- und Pfarrerpersonals auf Gebieten mit so verschiedenen Kulturen und Rassen wie Indien, China, Borneo und Afrika entschieden werden. Es steht dem Präsidenten und dem Komitee im Direktor, in den Inspektoren, in den Präsiden der einzelnen Missionsgebiete allerdings ein Stab von fachmännischen Mitarbeitern zur Seite. Miescher sprach vor allem von dem unvergeßlichen Direktor D. Oehler stets nur in höchster Anerkennung und dankbarster Liebe. Aber die Berufsmissionsleute ihrerseits haben auch rückhaltlos anerkannt, wie schnell und gründlich Miescher sich in die Kenntnis der Basler Mission eingearbeitet hat. Seine Missionsvorträge und -schriften haben in den Missionskreisen oft genug allgemeine Beachtung gefunden.

Im August 1891 wurde Miescher als Nachfolger seines ans Münster übersiedelnden Freundes von Salis zum Pfarrer der St. Leonhardsgemeinde gewählt. Das Spitalpfarramt hatte ihn, besonders auch zeitlich, derart in Anspruch genommen, daß er sich der Missionsleitung nicht mit der ihm notwendig scheinenden Hingabe widmen konnte. Als Pfarrer zu St. Leonhard kam er sich zunächst beinahe wie überflüssig vor; es schien nur selten jemand seiner zu bedürfen. Sogar er mußte sich in Basel in der Gemeinde, die ihn doch zum Pfarrer gewählt hatte, erst die Gemeinde

erarbeiten, die ihn auch als Pfarrer in Anspruch nahm. Indessen fand sich diese Gemeinde bald und in wachsendem Maße. Unter seiner Kanzel sammelte sich eine große, dankbare Zuhörerschaft. Man holte ihn an die Krankenbetten. Man vertraute die Kinder seinem Unterricht an, den er in Parallelklassen teilen mußte. Immer mehr Menschen erfuhren, wie diesem Manne in ganz besonderer Weise das Charisma des Rates und des seelsorgerlichen Beistandes geschenkt war. Er hat zu Zeiten gegen 1200 Besuche jährlich gemacht. Kam dann zu all dieser Arbeit noch eine so außerordentliche Belastung, wie es der Bau der Pauluskirche war, um die er sich hochverdient gemacht hat, so ergab sich ein Arbeitspensum, dessen Bewältigung selbst für Leistungsfähige ein Rätsel war.

Noch in Lipperswil waren ihm drei Söhne geboren worden, denen in Ellikon eine Tochter und in St. Gallen noch zwei Söhne und eine Tochter folgten. In St. Gallen noch stellte eine schwere Erkrankung ihn eine Zeitlang still; das Leiden wiederholte sich mit großer Heftigkeit noch einmal in Basel. Eine Reihe von Todesfällen brachte Leid und Trauer. Es starben in den neunziger Jahren Mieschers Vater, dann der jüngste Bruder, dann die Schwiegereltern, bald nacheinander wieder zwei Brüder, dann die besonders geliebte und verehrte Mutter und endlich nach jahrelangem Leiden ein Sohn. So schoben sich schwere dunkle Schatten über ihn und sein Haus. Aber es waren ihm auch viele freudige Familienereignisse vergönnt. Der älteste und der jüngste Sohn führten liebe Schwiegertöchter in den Kreis der Familie, und mit der Zeit sah Miescher als Großvater einen frohen Kreis anhänglicher Enkel und Enkelinnen um sich gedeihen, die mit großer Liebe und Verehrung an ihm hingen und deren Heranwachsen er mit beglücktem Interesse und lebendig-frischem Verständnis verfolgte. Die Reihe dieser Familienfreuden krönte die Verheiratung der jüngsten Tochter mit einem lieben jüngeren Kollegen

und Freunde. Ich kenne auch niemanden, dem so wie ihm vergönnt war, alle erdenkbaren Jubiläen, silberne und goldene, noch in körperlicher und geistiger Frische zu feiern. Sie haben ihn nicht hochmütig machen können, denn innerlich sah er sich stets vor die Forderung gestellt, vor der ein ehrlicher Mensch im Grunde seines Wesens von selbst immer wieder demütig werden muß.

Am 4. Februar 1907 legte Miescher auf dringenden Vorhalt des Hausarztes hin das Missionspräsidium nieder. Im Dezember 1912 erlitt er einen leichten Schlaganfall, von dem er sich aber so gut erholte, daß er noch beinahe ein Jahrzehnt lang sein Amt als Pfarrer, zuletzt als Hauptpfarrer, versehen konnte. Am 21. April 1921 hielt er zu St. Paulus seine Abschiedspredigt, nachdem er drei Jahrzehnte hindurch der Leonhardsgemeinde gedient hatte und ein halbes Jahrhundert lang im Pfarramt gestanden war. Allmählich machten sich die Beschwerden des Alters geltend. Sichtlich erlegen ist er ihnen aber erst, nachdem seine treue Lebensgefährtin ihm durch den Tod entrisen worden war. Die letzte Strecke führte tief und lange ins dunkle Tal der Schmerzen und der Schwachheit. Ohne mehr viel zu sprechen, oft in halb oder ganz bewusstlosem Zustande dahindämmernd, litt er geduldig und tapfer. In der Nacht vom 30. auf den 31. Januar 1930 ist er, nahe dem 83. Geburtstag, still entschlafen.

Ernst Miescher hätte auch vieles andere werden können, und er hätte auch darin seinen Mann gestellt. Er wäre ein ausgezeichneter Kaufmann geworden. Wenn im Familienkreise geschäftliche Dinge erledigt werden mußten oder bei Verwaltungsangelegenheiten in Behörden und Kommissionen sahen alle Beteiligten jeweils mit Erstaunen, mit was für einer sachkundigen Sicherheit er die Dinge besorgte. Er besaß auch das Zeug zum Geschichtsforscher. Seine Geschichte der Leonhardsgemeinde — um nur dieses eine Beispiel zu nennen — ist ein ehrendes Zeugnis

seines Historikerfleißes und seiner Fähigkeit, sich in die Vergangenheit mit ihren Gestalten und Ereignissen lebendig einzufühlen. Vor allem hätte er auch Theologieprofessor werden können. Als Basler Spitalpfarrer hat er sich tat-sächlich mit dem Plan getragen, sich um die Venia legendi zu bemühen. Er hatte ein ungewöhnliches systematisches Talent. Er sah die Dinge schon gleich in ihren wesentlichen Beziehungen und in ihrer Proportion fürs Ganze, faßte die Gegenstände, mit denen er sich befaßte, auch systematisch an und wußte den Stoff organisch und übersichtlich zu gliedern. Aber indem er sich aus einem starken innern Gefühl für das praktische Pfarramt entschied, hat er — dieses Urtheil ergibt sich für den Rückblickenden mit voller Klarheit und Sicherheit — den Beruf erwählt, zu dem er im tiefsten Sinn dieses edlen Wortes „berufen“ war. Er ist mit dem Herzen und mit dem Kopf Pfarrer gewesen. Dem Pfarrerberuf gehörte sein Leben. Er hat in diesem Berufe, wie er es so in keinem andern gekonnt hätte, alle seine reichen Gaben frei entfalten und fruchtbar verwerten dürfen. Und in keinem andern Berufe wäre ihm, nach unserm menschlichen Urtheil, so wie in diesem die Möglichkeit aufgetan gewesen, auf so weite Kreise unseres Volkes und in so ungezählter Einzelner Leben und Werden hinein den Einfluß auszuüben, der die entscheidenden inneren Grundlagen retten, legen und befestigen hilft, auf welchen allein gesundes, segensfähiges Leben gedeihen kann.